

bleiben sollen, wußte man in den Jahrzehnten von 1870—1900 noch nicht viel. Und doch liegt in ihr die große Gestaltungsaufgabe, die im Gefolge der Großstadt für den bauenden Künstler emporstieg: diese von realem Wissen und ahnendem Schauen durchpulsten Wunschpläne sind ja der einzige Ersatz, den wir für die ordnende Kraft natürlichen Wachstums haben, deren Segnungen aufhören, wo nur die ordnende Kraft verstandesmäßiger Überlegung am Werke sein kann. Je mehr die Menschheit gezwungen wurde, die Entwicklung ihrer äußeren Lebensverhältnisse zu mechanisieren, um dem Chaos widerstreitender Erscheinungen zu entgehen, um so nötiger wurde diese Einwirkung eines beseelten Wunschbildes, nach dessen Leitlinien sich die einzelnen realen Maßnahmen des Tages zu einheitlichem Ziele lenken lassen.

Durch diese Aufgabe erweitert sich das Tätigkeitsfeld des Architekten in einer bisher nicht gekannten, großartigen Weise. Nach wie vor verlangt man von ihm, daß er sein Einzelinstrument im großen Orchester baulicher Erscheinungen mit alter Meisterschaft beherrscht, aber daneben verlangt man auch, daß er aus seinen Reihen den Dirigenten stellt, der das ganze Orchester zur großen Einheit der Wirkung zusammenhält, ja, es handelt sich nicht nur um das Lenken der eigentlichen Musikanten, auch der ganze technische Apparat des „szenischen Gesamtkunstwerks“ muß mit dem musikalischen Vorgang harmonisch zusammengehen. Gerade in dieser Verbindung liegt das Neue, denn es gibt auf dem Gebiet baulicher Entwicklung kaum noch einen Vorgang, dessen praktische Fragen nicht ins Gebiet der Technik, dessen soziale Fragen nicht ins Gebiet der Volkswirtschaft, dessen Verwaltungsfragen nicht ins Gebiet der Gesetzeshandhabung und dessen Formungsfragen nicht ins Gebiet künstlerischen Gestaltens gehören. Diese vier Arbeitsreihen gingen bei der Entwicklung der Großstadt des 19. Jahrhunderts jede ihren eigenen Weg, und der Mangel an Führung führte auf jedem der vier Gebiete oftmals alles Bemühen in die Irre. Es ist des Architekten Sendung, sie in einer neuen Form des „Städtebau“ zu einer neuen Art schöpferischer Arbeit zu vereinigen.

2. Soziale Folgen. Das erschreckendste Beispiel für die Notwendigkeit solchen Beginnens bietet in unserem Zeitabschnitt Berlin. In diesen Jahren unerhörten Wachstums wirkt sich der Fluch erst aus, der in dem bereits erwähnten dilettantischen Straßenplan zusammen mit einer aus Grundbesitzerinteressen geborenen Bauordnung lag¹⁾. Wohl versucht man 1887 und 1897 dem Unheil durch Reformen der Bauordnung zu begegnen, aber das vermochte an der Grundform des unnatürlichen Wachstums nichts Wesentliches mehr zu ändern. Als man 1892 mit den Mietskasernen ein Ende machen wollte und dem ganzen riesigen Vorortsgebiet in unsinniger Panik die Villenklausel auferlegte, konnte man feststellen, daß neunzig Prozent der Berliner Bevölkerung in Mietswohnungen untergebracht waren, die zum größten Teil mit ihren engen Hinterhöfen und

¹⁾ Vgl. Werner Hegemann, „Das steinerne Berlin“. Verlag Biepenheuer, Potsdam.

traurigen Kleinstwohnungen allen menschenwürdigen Ansprüchen spotteten. Wenn aber das Zellenystem, aus dem die Stadt sich aufbaut, krank ist, nützen die übrigen baulichen Bemühungen nichts mehr, um ein anständiges architektonisches Gesamtbild zu erzeugen.

Und ähnlich war es in Deutschlands zweitgrößter Stadt, Hamburg, wo in diesen Jahren das Zusammenwirken von verständnislosen Bebauungsplänen und charakterlosen Bauordnungen den verhängnisvollen Typus der langen Hinterflügel mit vier Meter breiten Zwischenräumen (den „Schligbau“) in allen neu entstehenden Gebieten gezeitigt hat und durch weitgreifende Planungen noch die Geschlechter der Nachkriegszeit zum zermürbenden Kampf mit den „wohlerworbenen Rechten“ zwang, den diese städtebaulichen Mißgeburten erzeugten¹⁾.

So wurde die Wohnungsfrage immer mehr das tief beschämende Kapitel der baulichen Betätigung dieser Zeit. Und wieder muß man, wie schon früher, die Beschämung noch steigern durch die Feststellung, daß es an Stimmen nicht fehlte, die mit allem Verständnis und allem Aufgebot sittlicher Kraft die Zustände beleuchteten. Unter ihnen gebührt einer Frau eine hervorragende Stelle: die Gräfin Adelheid Dohna veröffentlichte 1874 unter dem Decknamen „Arminius“ ein Buch, das mit staunenswerter Klarheit ein kritisches städtebauliches Programm für die Entwicklung der Großstadt aufstellte, wobei zum erstenmal die Frage der öffentlichen Grünanlagen, der „Grüngürtel“ der Großstadt mit der Wohnungsfrage in die gebührende Verbindung gebracht wurde.

Die Arbeit blieb ohne jede praktische Wirkung, ja selbst der „Mahnruf in der Wohnungsfrage“, den ein so einflußreicher Mann wie Schmoller 1887 ertönen ließ, brachte nicht die Verwirklichung der gemeinnützigen Wohnungsgesellschaften, die er als hauptsächliches Heilmittel forderte. Eine ununterbrochene Kette warnender Forderungen, die schließlich in den Werken von Rudolf Eberstadt, Muthesius und vielen anderen ins neue Jahrhundert herübertönen, begleitet diese Zeit. Aber sie bleibt taub in materialistischer Selbstzufriedenheit. Auch was sie mit großen und in ihrer Art guten Zielen anfaßt, wie beispielsweise die Umgestaltung des Festungsgebietes, das Kölns Entwicklung zu ersticken drohte, zur „Kölner Neustadt“, mißlingt ihr. Zweifellos glaubte Josef Stübben, als er 1881 in dem freigemachten Gebiet seine breiten Straßen und weiten Blöcke anlegte und in die Mitte nach Wiener Vorbild einen „Ring“ projektierte, die gefährdete Stadt zu sanieren; zehn Jahre später war die „Neustadt“ hinter den bunten Fassaden eine ebensolche versteinerte Wüstenei, wie die alte Kernstadt.

3. Ästhetische Bemühungen. Das große Publikum aber sah bei alle den architektonischen Erscheinungen der Zeit trotz der zeitgenössischen Literatur nur die ästhetische Seite: es hielt die unerfreulichen Dinge, die es schließlich nicht ganz übersehen konnte, für ein Versagen der Kunst der Architektur und rief nach künstlerischen Reformen. Das erklärt die außerordentliche Wirkung, die 1889 das Buch des

¹⁾ Vgl. Schumacher, „Hamburgs Wohnungspolitik von 1818 bis 1919“. Verlag Friederichsen, Hamburg; und „Die Kleinwohnung“, Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.